

■ Träume verkaufen. Irving Penns berühmte Modefotos in Berlin

Dichtes Gedränge am Oster-sonntag in der großen »Centennial«-Retrospektive des »Jahrhundertfotografen« Irving Penn (1917-2009) in der C/O Berlin Foundation im Berliner Amerika Haus. Es finden sich 240 Arbeiten, neben den starken Modefotografien, die ihn international bekannt machten, Stillleben, Aktstudien, Künstlerporträts und Ethnografisches, das meiste in schwarz-weiß. Dazu die Rekonstruktion der Kulissen, vor denen Penn seine sorgfältig inszenierten Prominentenporträts (z. B. von Truman Capote, Pablo Picasso oder Marlene Dietrich) vorzugsweise aufgenommen hat: eine schmutzige, klaustrophobische Ecke – hier können die Besucher Selfies machen – und ein alter Theatervorhang. Goldocker, speckig glänzend hängt er im Zentrum dieser allenthalben hochgelobten Ausstellung, die einen eher kalt lässt.

Warum? Penn, der ursprünglich Maler werden wollte und mit 17 ein Studium der Gestaltung in Philadelphia aufgenommen hatte, arbeitete ab 1943 für die US-amerikanische *Vogue*. 165 Cover und unzählige Modeaufnahmen fotografierte er für das bekannte Magazin.

Ziel dieser Aufnahmen waren Werbung und Verkauf. »Ich hatte immer das Gefühl, das wir Träume verkauf-



Realismus ist unerträglich: Ballet Society, New York, 1948

ten, nicht Kleider« glaubte Penn. In den 1940er und 50er Jahren waren das Träume von Schlichtheit und Ele-

ganz, in den 60ern dann eher solche von romantischer Exotik und Freizügigkeit. Für letztgenannte schickte

ihn die *Vogue* z. B. nach Dahomey, dem heutigen Benin, wo junge Frauen halbnackt in traditionellen Gewändern posierten. Penn empfand den »Realismus der realen Welt« als »etwas beinahe Unerträgliches«. Aus diesem Grund entwickelte er für die Aufnahmen in Dahomey, Papua-Neuguinea, Marokko und zuletzt Peru ein tragbares Zeltstudio, wo die Porträtierten geschmückt und in typischer Kleidung einzeln oder in kleinen Gruppen antraten. Mit Haltung! Doch die meisten dieser Bilder wirken seltsam leblos und sie erinnern teilweise an koloniale Menschenschauen.

Es heißt, Penn wusste alles, was er fotografierte, mit seinem fotografischen Blick zu veredeln. Klarheit, Eleganz, Perfektion und makellose Schönheit prägten seine Aufnahmen. Und so erzählen diese Fotos weniger von der Welt und von den Menschen als vom Zeitgeist und Penns ästhetischen Reaktionen. Vielleicht wirken sie deshalb unabhängig vom Inhalt alle so gleich, mit sehr viel Oberfläche und wenig Tiefgang.

Sabine Lueken

■ Irving Penn: »Centennial«, bis 1. Juli, C/O Berlin im Amerika Haus, Hardenbergstraße 22-24, Berlin, Katalog 68 Euro

Als wir uns das erste Mal begegnet sind, gehörte ich im Schriftstellerverband der DDR zum Nachwuchs, unter: könnte begabt sein, aber das war nicht sicher. Walter Kaufmann war ein Schriftsteller, der sich schon Ansehen und Respekt verdient hatte. Außerdem ansprechbar oder berührbar, aber das wusste man einen Moment vorher nie. Es war immer seine Entscheidung.

Es ist fünfzig Jahre her, dass ich dachte, was für ein anziehender männlicher Kollege, ausgestattet mit einem Charme, den man nicht erlernen kann, denn er braucht eine Art von ständigem Zufluss, den keiner beim Ausruhen im Sessel erwirbt.

Er hat mich beeindruckt, damals. Heute könnte ich ihn um ein Gespräch bitten, aber da vertraue ich dem Zufall.

Er ist Jahrgang 1924, aber kein alter Mann, sondern ein Kollege mitten in der Arbeit. Eben hat er ein neues, wiederum autobiographisches Buch veröffentlicht: »Die meine Wege kreuzten: Begegnungen aus neun Jahrzehnten«. Beim Lesen erging es mir so, wie Walter Kaufmann das Schreiben daran schildert: Eine Leichtigkeit sei da entstanden, eine Leichtigkeit, die man sich immer wünscht, aber nie erzwingen kann, nicht beim Schreiben, und beim Lesen auch nicht.

Bis zur Seite 25 kann ich gut damit leben, dass er ein kleiner Sohn ist und fast so leben darf, wie man es sich für kleine Jungen wünscht. Aber dann trifft die Krallen mein mütterliches Herz und lässt es nicht mehr los. Sein Leben ist bedroht, und ehe er endlich in fragwürdige Sicherheit gelangt, sind die jüdischen Eltern schon zum Sterben verurteilt, und es gibt niemanden, der das Kind schützen könnte und lieben würde. Später sagt jemand, dass er

Wie es war

Walter Kaufmann ist kein alter Mann, sondern mitten in der Arbeit. Über sein neues Buch »Die meine Wege kreuzten. Begegnungen aus neun Jahrzehnten«. Von Gisela Steineckert

»nun auch nichts mehr für die Eltern tun könne.« Sie sterben schließlich in Auschwitz.

Walter Kaufmann gehört zu denen, die unsere Vorbilder waren: Nur sie hatten solche Erfahrungen, gereift in der Nähe von Feuern, denen wir nie ausgesetzt waren. Wenn man auch nach dem Krieg, sofern man es nur wollte, über die Fakten fast alles erfahren konnte. Die Entscheidung, ob man sich dem aussetzt, was dann das eigene Denken und Wollen ein Leben lang beeinflussen würde, die hat sich mir nie gestellt: Es war so, und hat sich Wege der Entwicklung erzwingen.

An seinem neuen Buch gefällt mir besonders: Die Menschen, die da im Dunkel der Nacht eintreten und dafür sorgen, dass er sich so genau an sie erinnert, die zeichnen den Lebensweg von Kaufmann auf ihre Weise. Sie alle sind Menschen, die seinen Weg begleitet haben, und sie lassen uns besser wissen, wie es war: Mit einem der letzten Kindertransporte gelangte er 1939 nach England, wo ihn auch keiner wollte, wurde nach Heimaufenthalt auf ein Schiff geworfen und kam so 1940 nach Australien. Es folgte schwere Arbeit in vielen Berufen, von denen er keinen erlernen konnte, und aus dem sich doch ein Leben ergab, das es als vorgeschriebenen Weg so nicht gibt. Und wenn

jemand, so erzählt uns der Autor, unversehens viel später aufgetaucht ist und ebenso unerklärlich für immer wieder verschwindet, dann lässt Kaufmann das so stehen, und das gefällt mir. Es ließen sich ja viele Gründe erfinden, viele Auslegungen wären denkbar, aber so ist das Leben nicht. Und das weiß Kaufmann.

Wie selbstverständlich sind wir doch bei Konferenzen, Solidaritätsbasaren und zufälligen Treffen damit umgegangen, dass sie uns in Büchern in ihre vernarbte Seele blicken ließen und sogar teilhaben an dem, was sie selber geteilt hat: eine Kraft, die sich bildete, weil sie sich selber bildeten. So haben sie versucht zu verwinden, was ihnen angetan worden war und als Weltwissen und Überlebenserfahrung bleiben muss. Walter Kaufmann konnte nach Jahrzehnten in seine deutsche Heimat zurückkehren: als Soldat, und damit als einer derjenigen, die Nazideutschland besiegt haben.

Wir hatten sie sehr lange neben uns, diese Frauen und Männer, die durch Überforderungen gegangen waren, von denen wir keine oder immer zuwenig Ahnung hatten. Manchmal waren wir es auch leid, dass sie unsere Vorbilder blieben. Wir konnten da nur wenig aufholen. Aber wir, ihre sperrigen Lehrlinge, haben ihnen nicht nur zugehört und abgucken, sondern gelernt, ihnen

unbefangen dankbar zu sein. Für mich gilt das. Menschen mit seiner Erfahrung habe ich am ehesten vertraut.

Und ich durfte ihnen noch begegnen, vielen von denen, die überlebt hatten.

Walter Kaufmann verdanke ich in manchen Zusammenhängen eine Festigung meiner Ansichten und eine Bestärkung der sperrigen Erkenntnis, wie ernst dieses Leben ist und wie wichtig, eine eigene Haltung zu finden. Manchmal frage ich mich, wie so ein welterfahrener Mann mit der jetzigen Situation in Deutschland zurechtkommt; woher er die Kraft nimmt, trotz allem doch wieder und noch einmal einen Anfangssatz zu bilden, und von ihm aus zu erzählen, was er so noch nicht gesagt hat. Da geht es um mehr als um eigenes Befinden, mehr als eine Urerfahrung, die absperrt und jeden weiteren Schritt verbieten könnte. Sich so zu verhalten, wäre wahrscheinlich das Ende für sein Erzählen gewesen.

Respekt, lieber Kollege, noch immer anziehender Mann, noch immer jemand, von dem ich gern etwas übernehme, was ich so noch nicht gesehen habe. Ich freue mich auf dein nächstes Buch.

■ Die meine Wege kreuzten. Begegnungen aus neun Jahrzehnten. Quintus-Verlag, Berlin 2018, 168 S., 18 Euro

Fragen der Leberwurst

Ich bin weder ein Verzehr- noch der Anwalt der Leberwurst, doch eine Frage beschäftigt mich: Warum ist Leberwurst immer »beleidigt«? Weil, wie der Sprachforscherkollege UD Braumann ergänzt, die Tomate immer »treulos« ist? Oder weil Menschen notorisch »angepflaumt« werden? Weil Frauen als »Torte« oder »Schnitte« bezeichnet werden? Tiervergleiche gelten als herabsetzend; sind Lebensmittelvergleiche besser?

Seriöse sach- und lachdienliche Hinweise werden mit Interesse entgegengenommen.

Wiglaf Droste

Labbrige Stücke

Der argentinische Künstler Eduardo Navarro zeichnet in seiner Ausstellung »Into Ourselves« im Drawing Center in New York mit speziellen Stiften, deren Tinte essbar ist, auf dünnem Reispapier. Garniert mit Kräutern, Rosinen oder Zimtstangen, kocht er diese Zeichnungen nach und nach in eine Gemüsesuppe ein und bietet diese den Besuchern an. Mit »Into Ourselves« (In uns selbst hinein) soll künstlerische Ästhetik auch durch Magen und Stoffwechsel erfahrbar werden. In der Suppe haben die Arbeiten allerdings kaum Eigengeschmack und wandern als labbrige Stücke in den Mund. (dpa/jw)

Tiere und Sonne

Heute präsentiert das Benno-Ohnesorg-Theater im Augsburger Hoffmannkeller um 20 Uhr Jürgen Teipel mit seinem neuen Buch »Unsere unbekannte Familie«: Oral History über Tierbesitzer und ihre teilweise psychedelischen Wahrnehmungen. Passend dazu wird der Kurzfilm »Love and Peace« des Kunstprofessors Stephan Huber gezeigt: 1968 als psychedelisches Kasperletheater mit Andy Warhol, Charles Manson und Theodor W. Adorno. Außerdem interpretiert die Puppenspielerin Katharina Kummer Rudolf Thomes Kultfilm »Rote Sonne«, und es lesen der Schriftsteller Franz Dobler, der auch der Gastgeber des Abends ist, und der erstklassige Polityriker Gerald Fiebig. (jw)

**DIE WAFFE DER KRITIK
BRAUCHT EIN MAGAZIN**



**Künstlerinitiative für
Melodie & Rhythmus**
MAGAZIN FÜR GEGENKULTUR

Heute: Genoël von Lilienstern
Bisher: Sleaford Mods, Konstantin Wecker,
Johann Kresnik
www.melodieundrhythmus.com